

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 69 (1949)

Artikel: Der Zinngiesser und Zunftmeister Daniel Weber und seine Familie
Autor: Huggenberg-Kaufmann, Frieda Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Zinngießer und Zunftmeister Daniel Weber und seine Familie.

Von Frieda Maria Huggenberg-Raufmann.

Direkte Linie der Vorfahren des
Zinngießers und Zunftmeisters Daniel Weber.

- Weber Hans, 1619—1680, Goldschmied, Totengräber zu St. Peter, ∞ St. Peter 20. Juni 1642 mit Anna Huber, 1622—1667, wohnte 1671 im Hause zum Strehl¹⁾, Strehlgasse 8.
- Weber Johannes, 1647—1725, Goldschmied, Stubenverwalter der Gesellschaft zum Schneggen, ∞ Albisrieden 27. Januar 1673 mit Elisabeth Boshart, 1649—1699, wohnte 1682 an der Stühlihofstatt im Hause zum Schwarzen Garten²⁾.
- Weber Hans Rudolf, 1676—1749, Goldschmied, Zünfter zur Schmiden, prom. Predigern 7. April 1700, ∞ Bollikon 16. April 1700 mit Maria Cleopha Paur, 1677—1748, wohnte seit ca. 1710 im eigenen Haus zum Brunnenkessi³⁾, Kruggasse 1.
- Weber Johannes, 1713—1788, Goldschmied und Zinngießer, prom. Großmünster 10. Februar 1743, ∞ Wipfingen mit Anna Nägeli, 1721 bis 1794, wohnte im eigenen Hause zur Straußfeder⁴⁾, Kruggasse 10.
- Weber Daniel, 1751—1828, Zinngießer, Zünfter zur Schmiden 1771, Waisenhausverwalter 1788, Zunftmeister 1795, Almosenpfleger 1796, Kantonsrichter und Präsident des Ehegerichts 1798, Amtmann zu Rüti 1810—1822, prom. Großmünster 17. September 1780, ∞ St. Margrethen 26. September 1780 mit Susanna Bili von St. Gallen, 1752—1820.
- Weber Kaspar Daniel, 1785—1830, Kaufmann, prom. Großmünster 15. August 1819, ∞ Schwerzenbach 24. August 1819 mit Elisabetha Bodmer, 1796—1870.

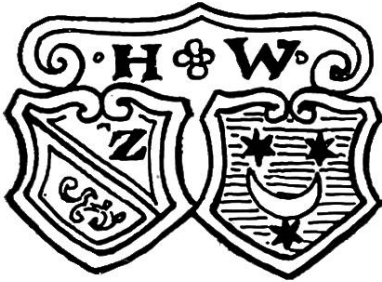
¹⁾ Staatsarchiv Zürich, E II 229, Bevölkerungsverzeichnis St. Peter.

²⁾ StA. Z., E II 235, Bevölkerungsverzeichnis Predigern.

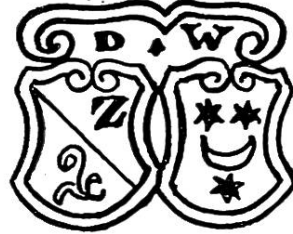
³⁾ StA. Z., A 26.16, Nr. 9; vgl. Häuserregister von Herrn Dr. h. c. Adrian Corrodi-Sulzer.

⁴⁾ StA. Z., B IX 10—13, Bevölkerungstabellen 1756—1780.

Wappen: in Blau ein steigender, goldener Halbmond, begleitet von drei goldenen Sternen⁵⁾.



Beschaupzeichen
von Johannes Weber
1713—1788



Beschaupzeichen
von Daniel Weber
1751—1828

Es ist stets reizvoll, in einem enggezogenen Kreis die gemeinsame Gesinnungsart, dasselbe Streben verfolgen zu dürfen, das dann plötzlich bei einem Glied, vielleicht durch die Mutterlinie beeinflusst, über die Familie hinaus zum Dienst am großen Ganzen durchbricht. Immer gab es Menschen, die sich zwar nicht durch besonders hervorragende Leistungen auszeichneten, welche jedoch in ihrer Zeitepoche durch uneigennütziges Hingabe der Heimat dienten. Selten dürfte sich jedoch im 18. Jahrhundert ein Handwerker finden, der von einem namhaften Gelehrten, wie Isaak Iselin in Basel, zur schriftstellerischen Tätigkeit für Aufklärung und Wohl zum Nutzen der Allgemeinheit angeregt wurde. Der Zinngießer Daniel Weber erhielt denn auch den Beinamen: der philosophische und politische Rannengießer. Von Daniel, der von seinen Zunftgenossen zur Wiedergabe seiner Lebensgeschichte⁶⁾ angeregt wurde, erhalten wir einen selten tiefen Einblick in das Familienleben. Das Nachfolgende ist mit einigen Ergänzungen dieser Erzählung entnommen.

Von seinem Vater Johannes berichtet der Sohn Daniel, er sei das sechste Kind aus der Verbindung des Goldschmiedes Hans Rudolf Weber mit Maria Kleophea Paur gewesen und habe den ausgeprägten Kunstsinne der Vorfahren geerbt. Da jedoch bereits fünf Glieder des Geschlechtes Weber das Gold-

⁵⁾ Mitteilung von Herrn Dr. W. H. Ruoff.

⁶⁾ Weber Daniel, Nelli der Rannengießer, herausgegeben von Johann Heinrich Bremi, Zürich 1822.

schmiedehandwerk betrieben, wünschte der Vater, einer seiner Söhne möchte Rannengießer werden. So ging Johannes, 1743—1786, neue Wege. Er machte seine Lehrzeit nicht nur in der Goldschmiedewerkstatt seines Vaters, sondern eignete sich in Basel und Straßburg auch gute Kenntnisse im Zinngießen an. In den bedeutendsten Städten Deutschlands und Hollands erwarb er sich nach seiner Lehrzeit ausgezeichnete Fähigkeiten. Auf dieser Wanderschaft lernte er aber auch feine Manieren und Umgangsformen. Bei seiner Rückkehr staunte die praktische Mutter über die prächtigen Hemden aus schlesischer Leinwand, die holländischen Nastücher, die flächsernen Strümpfe und die Berliner Schuhe mit silbernen Schnallen, dergleichen man in Zürich keine zu sehen bekam. Die Kleider aus feinstem Tuch fand sie denn doch für einen einfachen Handwerkersohn nicht angemessen und erkundigte sich ängstlich nach der Alltagsausrüstung. Da erklärte der Sohn, auch ein Goldschmied und Rannengießer müsse sich mit Anstand kleiden, ja, das Gewerbe bedinge ein besseres Tenue als dasjenige eines gewöhnlichen Degenschmiedes. Es müsse doch mit der Zierlichkeit der Arbeiten übereinstimmen⁷⁾. Dann zeigte er der Mutter eine alte Dukaten-Münze, die er vergolden und daraus für sie den schönsten Halschmuck anfertigen werde, daß sie stolz auf ihn sein könne. Nun wurde Johannes im Familienkreis der Patrizier genannt und, wenn eine seiner Ideen gar zu phantastisch erschien, „der Berliner“. Der junge Mann verstand sich mit Takt und Anstand und nicht ohne Selbstbewußtsein trotz den Spötteleien der Patriziersöhne in seiner Vaterstadt zu bewegen und war besonders beim weiblichen Geschlecht gern gesehen. Da zeigte er sich jedoch sehr wählerisch und blieb trotz dem Zureden der ältern Brüder, die längst gefreit, lieber ledig. Aber eines Tages ereilte auch ihn sein Schicksal. Anläßlich eines Abendspazierganges sah er unter der Linde bei der Stadelhofermühle ein sehr schönes Mädchen sitzen. Auf dem schlanken Hals ruhte ein anmutiger Kopf mit hoher, freier Stirne. Die großen, dunklen Augen betrachteten nachdenklich und verträumt die von der Abendsonne beschienene Landschaft.

⁷⁾ Einige seiner schönen Arbeiten werden im Schweiz. Landesmuseum aufbewahrt, so eine Kanne von 1766, zwei Schnabelftiken, ein Humpen, eine Wöchnerinnenschüssel, Nr. 21264, 21271, 21273, 21279, 21287, 21291; gefl. Mitteilung von Herrn Julius Müller.

„Ein seltener Liebreiz umgab die Gestalt, welcher mich tief bewegte und mehr anzog, als all die feinen Jungfrauen, die ich auf meinen Reisen kennen lernte. Während ich wie verzaubert stehen blieb und durch die Zweige des Baumes auf die schöne Erscheinung blickte, wendeten sich ihre Augen plötzlich wie angezogen mir zu und wir beide staunten einander an. Dann stieg eine helle Röte in ihr Antlitz — ich verneigte mich verwirrt und kehrte voll unbeschreiblich seligster Gefühle nach Hause.“

Am nächsten Abend zog es Johannes wieder hinaus. Es gelang ihm, mit der Tochter bekannt zu werden. Die beiden wußten, daß sie für einander bestimmt waren, doch stellte Anna Nägeli Bedingungen, die der junge Mann gerne bereit zu erfüllen war, sofern er sich ihrer Liebe vergewissern durfte. Die Tochter befand sich nur zu vorübergehendem Besuch bei ihrem Oheim in der Stadelhofer Mühle. Niemand durfte etwas erfahren, bis sie mit ihrem Großvater, Pfarrer Heinrich Streuli in Wiesendangen, gesprochen und dieser seine Zustimmung zu der Verbindung erteilt habe. Sobald Johannes die Aufforderung erhielt, stellte er sich dem greisen Pfarrherrn vor, warb um seine Enkelin und wurde akzeptiert. Doch sollte die Hochzeit auf Annas Bitten hinausgeschoben werden, da sie es als erste Pflicht betrachtete, ihren Großvater zu pflegen und so lange bei ihm zu leben, wie dies bei seiner zunehmenden Krankheit möglich war.

Liebestrunken und freudestrahlend kehrte Johannes in die Stadt zurück, um am Abend rechtzeitig zu der Geburtstagsfeier des Vaters Hans Rudolf einzutreffen. Bereits waren die zwei Brüder mit ihren Gattinnen und die Schwestern mit ihren Männern anwesend. Alle merkten, daß mit Johannes etwas Besonderes vorgefallen. Sie liebten es, ihn wegen seines aparten Wesens, seines Einsiedlerlebens, des Knabenstandes sowohl wie wegen der Gewohnheit, nach der jahrelangen Abwesenheit unwillkürlich in die hochdeutsche Sprache zu verfallen, zu necken. Ein weiblicher Dolmetsch werde unentbehrlich, sonst würden die Zürcher Kunden fortlaufen, meinten die Schwestern übermütig, und allgemein begann man, ihm Vorschläge zu unterbreiten.

„Das ist alles schön und gut“, versetzte der Gnechte, „aber keines dieser Mädchen interessiert mich. Es gibt eine einzige

Jungfrau, die mir gefällt, die ich begehre und mit der ich glücklich zu werden hoffe.“

Großes Staunen, Raten und Drängen, bis Johannes jubelnd ausrief: „Anna Nägeli heißt meine Herzallerliebste!“

Allgemeines Gelächter. „Was sich der junge Mann einbildet!“ spottete Bruder Hans Kaspar, und Pfarrer Heinrich: „Armer Hannesli, Du hast Dich verbrannt, Du und die Jungfer Nägeli! Da muß ein anderer kommen als ein simpler Kanntengießer. Weißt Du nicht, daß sie stolz und unnahbar ist, wenn sie nach Zürich kommt, und schon mehr Körbe ausgeteilt haben soll, als Du in Deiner Hand halten kannst.“

Da entgegnete der leicht empfindliche Johannes: „Wer machte mich zum Kanntengießer als meine drei ältern Brüder. Doch ich denke, daß das Handwerk mir und ich dem Handwerk keine Schande machen werde.“ Dann wandte er sich an seine Eltern: „Seid Ihr zufrieden und wollt Ihr uns Euren Segen geben und Anna lieben und ehren?“

Hierauf füllte er die vergoldeten Becher mit dem heimlich aus dem Keller geholten Sechszwanziger und bat: „Stoßt an, allvorderst Gott zu Lob und Ehr, zum Preis und Dank den Eltern, zum Heil und Glück der Geschwister und auf das Wohl des Kanntengießers Johannes und seiner Liebsten Anna Nägeli!“

Da wußte die erstaunte Familie, daß es Ernst galt. „Du tausends Berliner!“ rief die strahlende Mutter. Pfarrer Heinrich aber meinte: „Das hätte ich nicht hinter Dir gesucht, Dir scheint ja alles zu gelingen.“

Rührend die Beschreibung des Sohnes Daniel von seiner Mutter, die er, so lange sie lebte, bewunderte: „Sie hatte das schönste Antlitz, das man sich denken kann. Nie konnten wir Kinder sie genug betrachten. Gleichviel, ob sie still oder erregt war, stets zeigten die Züge eine Hoheit und Unberührtheit, die einem ergriff, trotzdem sie mehr Strafen anwendete als unser Vater. Aus den Augen strahlte beseelte Herzensgüte und doch konnte sie sehr stolz und unnahbar sein. Aber ihr Mann brauchte sie nur anzublicken, verwandelte sich ihr Wesen. Eine außerordentliche Kraft ging von ihr aus. Sie konnte schnell im Urteil, oft gebieterisch und herrschsüchtig sein, leicht gereizt und ebenso schnell niedergeschlagen, eine temperamentvolle Natur, die sie von ihrem Vater geerbt und die ihr Großvater beflissen war,

in dem jungen Mädchen zu dämmen. Alle, die in ihren Lebenskreis traten, vermochte sie anzuziehen und zu beglücken. Nie war sie müßig, sparsam und doch großzügig gegen alle Armen und Hilfsbedürftigen. Sobald sie unsern Vater betrübt oder traurig sah, weinte sie herzbrechend, bis er sie in seinen Armen tröstete. Oft, wenn wir Kinder sie erzürnt hatten, holte eines schnell den guten Vater aus der Werkstatt hinauf. Er schaute uns mit seinen lieben Augen nur an, nahm die Hand der Mutter und alsobald waren wir eine zufriedene und glückliche Familie und selbst ich kleines Scheusal stampfte nicht mehr, sondern vergrub mein Köpfchen in Mutters Rock. Sie war die Freude und der Trost ihres alten Großvaters gewesen. Sie wurde es für unsere ganze Familie, bei der jedes Glied, selbst die Vettern und Basen, Rat holte.“ Ein schönes und ergreifendes Lob eines Sohnes!

Anna Nägeli war das einzige Kind von Hans Ulrich Nägeli aus der Stadelhofer Mühle und Anna Barbara Streuli von Goldbach⁸⁾. Sie hing mit zärtlicher Liebe an ihrem Großvater, zu welchem sie als kleines Kind gebracht worden war und von welchem sie eine sehr sorgfältige Erziehung und reiches Wissen empfangen hatte. Ihr großer Verstand, die rasche Auffassungsgabe, vereint mit Wissensbegierde und Geschicklichkeit, ermöglichte ihr, nicht nur seine umfangreiche Korrespondenz zu führen, sondern ihm in seinen wissenschaftlichen Arbeiten eine unentbehrliche Hilfe zu sein. Pfarrer Streuli fühlte bereits bei der Bewerbung Johannes sein nahes Ende. Er freute sich über das Glück der jungen Leute. Mit vollster Hingabe pflegte und umsorgte ihn Anna bis zu seinem am 25. Dezember 1742 erfolgten Hinscheid. Im Februar 1743 fand die Trauung von Johannes Weber mit Anna Nägeli in der Kirche Wipkingen statt. Bei Johannes bewährte sich das Wort: Das Handwerk schafft die große Kunst nicht, dazu bedarf es das innere Erleben.

Das dritte Kind aus dieser glücklichen Verbindung war Daniel, wegen seiner schwachen Gesundheit ein stetes Sorgen-

⁸⁾ Hans Ulrich Nägeli (1694—1760), Müller, betrieb jedoch seinen Beruf wenig, war Cornet bei den städtischen Truppen und Geschworne Reuter, vermählte sich am 23. April 1720 mit Anna Barbara Streuli, Tochter von Hans Heinrich Streuli, Pfarrer zu Salmisach, Mammern und Wiesendangen, Verfasser bedeutender Schriften und einer Karte des Kantons Zürich in Form eines Löwenkopfes. Er war der älteste Sohn von Amtmann Streuli in Rüsnacht. Vgl. Zürcher Taschenbuch 1946, S. 57.

Kind für die Mutter. Intelligent und temperamentvoll, fand Anna in dem früh aufgeweckten Knaben viel von ihrer eigenen Veranlagung, was sie betrückte. Während den vielen Kinderkrankheiten pflegte sie ihn im Gebet auf die Fehler aufmerksam zu machen. Schon als ganz kleines Kind erschreckte er die Eltern durch sein gereiztes Wesen und seine Zornausbrüche. Oft konnte er sich stundenlang still mit seinen Spielsachen beschäftigen, um dann ganz plötzlich einen übermütigen Streich auszuführen. So kroch er einmal anlässlich einer Gesellschaft unter den Tisch, heftete vorsichtig die seidenen Fürtücher zweier Tanten mit vielen Nadeln zusammen und band einem Herrn den Fuß an das Stuhlbein. Dann versteckte sich der kleine Sünder hinter einem Vorhang. Als die Opfer aufzustehen versuchten, kippte der Tisch samt Geschirr und Gläsern um. Bei dem entstandenen Chaos schrie und zitterte der Kleine dermaßen, daß der Vater erbleichte und der erzürnten Mutter jede Strafe verbot. Im Alter von fünf Jahren hatte Daniel starke Hustenanfälle und spie Blut. Solche Kranke bettete man damals in die Nähe des heißen Ofens und ließ keine Luft ins Zimmer, was natürlich die Bangigkeit erhöhte. Umsonst wimmerte der Kleine nach frischer Luft. Der Arzt verbot bei dem hohen Fieber auch das Wechseln der Betttücher. Eine Tante, die zu Besuch kam, glaubte das arme Kind verloren und bat die verzweifelte Mutter, die letzte Bitte des Kleinen erfüllen zu dürfen. Sie wechselte die heißen, feuchten Leintücher und Rissen und ließ frische Luft ins Krankenzimmer. Nach kurzer Zeit schien das Kind leichter zu atmen, lächelte Mutter und Tante an und schlief zum ersten Male einige Stunden. Am Morgen aß Daniel sogar die Morgensuppe. Er war gerettet.

Mit viel Fleiß und Eifer besuchte er die Schule. Die Mutter hatte ihn lesen und schreiben gelehrt. Bei seiner Intelligenz bestimmten ihn die Eltern wie den älteren Knaben Johannes zum Geistlichen. Anlässlich der öffentlichen Austeilung der Stipendien mußte jeweilen ein Schüler der vierten Klasse, der Griechisch lernte, den feierlichen Akt mit dem Gebet beschließen. Trotzdem Neli, wie er genannt wurde, der Kleinste und Jüngste der Klasse war, wurde er von den Lehrern dafür auserwählt. Die löbliche Bürgerschaft strömte mit Frauen und Töchtern ins Großmünster, um dem alljährlich stattfindenden feierlichen Akt beizuwohnen. Auch Johannes und Anna Weber befanden

sich unter den Zuschauern, denn ihr Knabe Johannes sollte bei der Bücherverteilung eine Zulage von 5 Pfund erhalten. Paarweise erschienen Schüler und Studenten in ihren Mänteln mit langen Kragen. Beim letzten Akt sahen die erstaunten Eltern ihren kleinen Neli in dem Monturröcklein, dessen dunkelblaue Aufschläge und Halskragen einwärtsgekehrt, langsam mit gesenktem Köpflein auf die Mitte des bestimmten Platzes zuschreiten. Mit klarer, heller Stimme verrichtete er voller Andacht die gewohnten Gebete, gedachte in besonderer Fürbitte der Armen und Notleidenden. Der Rektor segnete den Knaben und drückte ihm eine Belohnung in die Hand. Neli hatte zu Hause nichts verraten und als ihm die Mutter Vorwürfe wegen seines unfestlichen Anzuges machte, sagte er: „Aber liebe Mutter, Ihr habt mich doch gelehrt, Gott schaue nicht auf das Äußere, sondern auf ein aufrichtiges Herz.“

In seinem elften Jahr befiel Daniel und die jüngere Schwester Dorethea die in Zürich herrschende Epidemie. Das Mädchen starb im Alter von vier Jahren und es hatte den Anschein, Daniel müsse ihm nachfolgen. Schwer kämpfte die arme Mutter um das Leben dieses Kindes. Neli erholte sich auch dies Mal, jedoch langsam, aber er hatte sein früher so ausgezeichnetes Gedächtnis verloren. An Stelle der oft ausgelassenen Fröhlichkeit stellte sich ein schwermütiges Wesen ein, und bei der kleinsten Ungeduld seiner Familie begann er zu stottern. Der Arzt verordnete einen längeren Aufenthalt auf dem Lande zu seiner Erstarkung. Er wurde zu seinem Oheim Heinrich Weber in das Pfarrhaus Fällanden gebracht, wo er sich unter der liebevollen Pflege der Tante Anna Barbara Breitinger körperlich erholte. Mit viel Fleiß und Ausdauer gelang es ihm, allmählig das Stottern zu überwinden. Im ernstesten Gebet und Aussprache mit seinem Oheim erkannte Daniel, daß er trotz dem Privatunterricht nach dreijähriger Abwesenheit den frühern Platz unter den Ersten in der Schule nie mehr einnehmen könne, auf ein Studium überhaupt verzichten müsse. Dies stimmte ihn anfänglich sehr traurig, mutlos und verzagt.

Pfarrer Weber verstand jedoch, in das empfängliche Gemüt auch die Pflicht gegenüber den Eltern einzupflanzen. Er machte den Konfirmanden aufmerksam, wie die Mittel des Vaters durch den schlechten Geschäftsgang geschwächt worden, durch

die Teuerung, die vielen Krankheiten, den Tod der ältesten Tochter, deren drei Kinder bei den Großeltern untergebracht werden mußten im Interesse der Studien des Schwiegersohnes⁹⁾, sowie durch das Studium des ältern Bruders. Mit Staunen hörte Neli, wie die stolze Mutter nur das mütterliche Erbteil erhalten, da ihr Vater mit der Heirat nicht einverstanden war und sich dann selbst ein zweites Mal vermählte. Vater Johannes aber habe ihr nun doppelte Liebe erwiesen und jetzt sei es an ihm, das Gewerbe des Vaters zu übernehmen und ihm beizustehen. Obschon Neli noch keine besondere Lust zum Handwerk bekundigte, entschloß er sich, den Beruf des Vaters zu erlernen. Davon wollten die Eltern anfänglich nichts wissen. Aber trotz dem Anerbieten verschiedener Verwandten und der Aussicht, Stipendien zu erhalten, beharrte Neli bei seinem Entschluß. „Ich muß ein Rannengießer werden, ein bescheidenes Dasein führen und meinem Vater helfen.“

Johannes war mehr Künstler als Geschäftsmann. Trotzdem er sich so lang im Ausland aufgehalten, viel gelernt und erfahren hatte, vermochte er im Gewerbe nicht mit der Zeit Schritt zu halten. Er blieb zeitlebens ein Idealist, ließ sich ausnützen und übervorteilen, achtete wenig auf Anträge alten Metalls durch fremde Kaufleute und ließ so manche Gelegenheit zu guten Einkäufen vorbeigehen. Dies führte nach und nach durch die Zeitverhältnisse zu finanziellem Mißerfolg. Seinen beiden Brüdern ging es zwar als Goldschmiede nicht viel besser. Doch lastete die Erkenntnis der zunehmenden Unbeholfenheit in geschäftlichen Angelegenheiten schwer auf Johannes. Ängstlich suchte er seine Bedrücktheit vor der Gattin zu verbergen. Aber Anna, die ihren Mann wie in den ersten Ehejahren liebte und schätzte, durchschaute seine Sorgen und schließlich unterstützte sie Neli selbst in seiner Absicht.

Die zweijährige Lehrzeit bei dem Vater wurde dem Sohn nicht leicht, trotzdem sich beide gut verstanden. Dem Lehrmeister fehlte die notwendige Geduld mit dem eigenen Knaben, dem Lehrlingen die erforderliche Ausdauer. Nach dem langen Landaufenthalt schien ihn die Lust in der Werkstatt oft zu erdrücken. Nach beendigter Lehrzeit suchte Neli in andern Werkstätten weitere Handgriffe, neue Einrichtungen und

⁹⁾ Anton Largiadèr, Ingenieur Johannes Müller, Zürcher Taschenbuch 1940, S. 68.

Vorteile abzu sehen, obschon er sich gestehen mußte, sein Vater übertreffe alle Zinnarbeiter betreffend Sorgfalt und Schönheit der Formen und Ausführung. Abends, wenn Johannes zur Ruhe gegangen, pröbelte der Sohn in der Werkstatt. Als er ihn einmal dabei überraschte, war Johannes dermaßen erstaunt über die erworbene Fertigkeit und die schnellen, geschickten Handgriffe, daß er staunend ausrief: „Du Spitzbub, fahr nur so weiter. Aus Dir wird ein ganzer Kanntengießer.“

Nun wurde Neli Geselle und suchte 1771 Aufnahme in der Schmidenzunft. Aber der Amtszunftmeister erschwerte ihm den Zutritt mit der Begründung, er sei nicht in der Fremde gewesen, habe auch das gesetzliche Alter noch nicht erreicht. Neli zog seine Scheine aus der Tasche, wurde aber mit der Antwort abgewiesen: es scheine wahr zu sein, was man von ihm höre, er werde ein unruhiger Bürger! Da ging der junge Mann entschlossen zu Bürgermeister Hans Kaspar Heidegger, Zunftvorgesetzter, und unterbreitete ihm den erhaltenen Bescheid. Dieser lachte und versicherte ihn seines Schutzes, doch solle er nicht in dem Wahne einer frühen Nessel zu bald und zu stark brennen wollen! Man ernannte ihn zum Feuerläufer auf das Land, zum Weinauftragen bei den Zunftmählern, aber bald erkannten die Zünfter seinen guten Willen und die stete Bereitwilligkeit, auch niedere, unbeliebte Aufträge zu erfüllen. So wurde er ein tätiges Zunftmitglied.

Auf die Bitten der Mutter nahm er sich der Buchhaltung an, deren Prüfung allerdings ein unerfreuliches Resultat zeitigte. Gegen den Willen des Vaters nahm er ein Darlehen auf, um die dringendsten Schulden zahlen zu können. Sein Eifer und seine Bemühungen beeindruckten Johannes, der ihm nun vollständiges Vertrauen schenkte, keine Einkäufe noch größere Verkäufe mehr machte, ohne sich vorher mit dem Sohne zu beraten. Allmählig nahm das Geschäft wieder einen Aufschwung.

In seiner Freizeit besuchte Neli viel die Kirche und am Sonntag die Unterweisungen. Mit großem Eifer studierte er die Bibel und sprach sich über unklare Stellen mit der Mutter aus oder holte sich Rat bei dem von ihm sehr verehrten Pfarrer und Professor Joh. Rudolf Ulrich.

Daneben trachtete er, durch Selbststudien die allgemeinen Kenntnisse zu erweitern, besuchte das Kollegium der Feuer-

werker sowie Vorlesungen über vaterländische Geschichte und Politik bei Bodmer und Füßli. Sein Wissensdurst war groß, während ihm das gesellschaftliche Leben auf der Zunft weniger zusagte, da er keinen Alkohol vertrug. Dagegen nahm er rege teil an Versammlungen und stellte wohlüberlegte Anträge und Gesuche, zum Beispiel betreffend Fruchteinkäufe usw. Zinngießer Weber ersucht, der Wortlaut des Libells „Wann es einen Krieg angänge“ solle in Zukunft besser erläutert werden.

Neli begann, junge Handwerker zu einer Art Sonntagsgesellschaft zu vereinigen, in welcher abwechselnd gesungen, vorgelesen und über ein Thema diskutiert wurde. An schönen Sonntagen wanderte die Gesellschaft fröhlich über Land und dann wurde Neli aufgefordert, einen Vortrag zu halten. Angesehene Geistliche, wie Nüscherer und Ulrich, machten die Obrigkeit auf diese Bestrebungen des jungen Handwerkers aufmerksam. Nach eingehender Prüfung beauftragte ihn der Rat, derartige Vorträge den Landleuten zu halten und gleichzeitig der größten Armut nachzuspüren, denn Teuerung und Verdienstlosigkeit nahmen zu. Nun erhielt Weber den Beinamen „Neli, der politische Rannengießer“ oder auch spottweise „Neli, Rannengießer und Professor der Sittenlehre.“ Doch das kümmerte ihn wenig, wenn nur das Ziel, den Leuten zu helfen, erreicht werden konnte.

In dieser Zeit weilte eine Tochter aus angesehenem Basler Hause zu Besuch bei Verwandten in Zürich. Mit ihrem Vetter besuchte sie die Vorträge Nelis und schrieb begeistert darüber an ihren Vormund. Dieser, Dreierherr Johann Friedrich Münch (1729—1808), Mitglied und später Präsident der Helvetischen Gesellschaft, Mitbegründer der Basler Gemeinnützigen Gesellschaft, erkundigte sich näher und lud dann Neli ein, die Tochter zurückzubegleiten und einen längeren Besuch in Basel zu machen.

Neli hatte sich schon lange gesehnt, nach altem Handwerksbrauch in die Fremde zu ziehen. Aber da die Eltern sich wegen seiner stets noch schwachen Gesundheit Kummer machten und der Vater zudem den Sohn nicht auf lange Zeit entbehren konnte, beschloß er, zu verzichten. Um so mehr freute ihn die Einladung und gerne gönnten ihm die Eltern die verdiente Abwechslung. In Basel war Neli überrascht und beschämt von dem lebenswürdigen Empfang. Neben seiner Stadtwohnung

besaß Dreierherr Münch ein Landhaus außerhalb des Tores. Die Dame des Hauses, die Gefallen an dem bescheidenen, klugen, jungen Mann fand, erteilte ihm Anstandsunterricht, zeigte ihm, wie er sich in Basel kleiden, seinen Seidenhut elegant am Arm tragen, mit dem Degen an der Seite paradiereu mußte. Sie ließ den Friseur kommen, der ihn nach der neuesten Basler Mode zurechtstufte. Wenn Neli in seinem Zimmer vor dem Spiegel die Haltung und Verbeugungen einübte, lachte er und kam sich mehr als Schauspieler in der feinen Ausrüstung vor denn als simpler Rannengießer. Aber nun wurde er in dem vornehmen Patrizierhaus in die Basler Gesellschaft eingeführt. Dafür mußte man sich belehren lassen und sich anpassen, denn er wollte ja Erfahrungen sammeln. Mit den Töchtern des Hauses nahm er am Reitunterricht teil, mit dem Vater besichtigte er die Schönheiten der alten RheinStadt mit ihren Kunstsammlungen. Neli staunte über die muntere Geschäftigkeit der Basler, die Lebhaftigkeit des Umgangs, die mit Geschmack verbundene Ordnungsliebe, den auffallenden Sinn für Schönheit, aber auch für Familienzusammenkünfte und damit verbundene Ergötzlichkeiten, den frohen Lebensgenuß nach vollbrachter Arbeit im Kreise der Familie, den treffenden Witz und sprühenden Humor bei Jung und Alt. In den ersten Tagen fand er sich schwer zurecht, aber bald wurde er von der allgemeinen Heiterkeit angesteckt. Auf stetes Drängen hielt er eines Abends einen Vortrag, der mit Beifall aufgenommen wurde. Dies gab ihm den Mut, einige der in Basel noch unbekannten Lieder Lavaters vorzutragen, die er von nun an immer wieder, wenn musiziert wurde, singen mußte. Das paßte ihm immerhin besser als das Tanzen, welches er trotz allen Aufmunterungen nicht lernen wollte. Am wertvollsten gestalteten sich für Neli die Besuche bei Professor Isaak Jselin (1728—1782)¹⁰⁾. In dem geistreichen und kultivierten Kreis um Jselin erhielt er wertvolle Anregungen, aber auch Verständnis für seine Bestrebungen. Jselin war erstaunt über die scharfe Beobachtungsgabe, dem auf Grund tiefen Glaubens

¹⁰⁾ Isaak Jselin, Dr. iur., Ratschreiber, Mitbegründer der Helvetischen Gesellschaft, Gründer der Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen, Ehrenmitglied der Ökonomischen Gesellschaft Bern, Verfasser vieler Schriften, Herausgeber der Ephemeriden der Menschheit, interessierte sich für alle Gedanken pädagogischer Erneuerung.

wurzelnden Optimismus und die große Menschenliebe des Jünglings. Oft lud er ihn in den Abendstunden in seinen Garten, verstand ihn auszufragen und freute sich über die geistige Aufnahmefähigkeit des jungen Handwerkers. Als echter Basler scherzte Iselin gerne. Einmal fragte er Neli beim Abendessen, was er denn eigentlich für einen Eindruck von den jungen Baslern erhalten. Diese Frage bereitete ihm einige Verlegenheit, aber in dem ihm so wohlgesinnten Kreis durfte er mit der offenen Meinung nicht zurückhalten. „Die Basler Frauenzimmer gefallen mir sehr gut. Sie sind schön, reizend und intelligent. Sie verstehen, nicht nur lustig zu sein, sondern sie sind auch — was sie sein sollen — vortreffliche Gattinnen und Hausmütter. Nur wird nach meinem Geschmack zu viel getanzt und der Lustbarkeit gefrönt, wobei Musik und ernsthafte Lektüre zu kurz kommen.“

Man lachte und wollte das Urteil über die jungen Herren wissen. „Was mich ärgert und ich bei so viel Schönheit und Unmut nicht verstehen kann, sind die Menge Leute ledigen Standes, die schon über das mittlere Alter hinaus sind, alle die Lustbarkeiten genießen und ein bequemes Junggesellenleben führen, Spiel und Tändelei dem süßen Joch der Ehe vorziehend. Warum wollen sie die Pflichten des Familienvaters nicht auf sich nehmen?“

Die Hausfrau neckte ihn wegen seines eigenen Junggesellenstandes, womit es wohl seine Bewandnis habe. Iselin selbst schaute ihn nachdenklich an und klopfte ihm beim Abschied auf die Schulter: „Junger Freund, Ihre Ansichten sind gut, Sie können stets auf mich zählen und — ich wünsche Ihnen eine vorzügliche Gattin.“

Neli machte trotz seiner mehr ernsten Stimmung Eindruck auf das schöne Geschlecht. Seine Gastgeberin gab ihm zu verstehen, daß er ihr als Schwiegersohn willkommen wäre. Aber Nelis Herz schlug noch für keine andere Frau als für die Mutter, von der er nie genug erzählen konnte. Er gestand, seine erste Pflicht bestehe vorläufig darin, für die Eltern zu sorgen.

Nach der Rückkehr Nelis in seine Vaterstadt entspann sich ein lebhafter Briefwechsel. Die Basler Freunde hatten ihn von seiner schriftstellerischen Begabung für die Gemeinnützigkeit überzeugt und ermunterten ihn immer wieder dazu. So erschienen 1777 unter dem Titel „Heilmanns Geburtstag“

sieben Briefe, im Druck herausgegeben in Basel. 1782 erfolgte eine weitere Veröffentlichung „Scenen aus dem bürgerlichen Leben, Briefe und Erzählungen zum Nutzen und Vergnügen junger Handwerker“, Basel 1782. Darin betont Neli stets die Wahrung und Erhaltung der Familie als Fundament eines guten Staates unter Hinweis auf die Lehre Christus von der Heiligkeit der Ehe. Die Einleitung lautet: „Es mag vielleicht nicht wenig Kühnheit verraten, wenn ein unstudierter Handwerker wagt, das Produkt einiger Erholungsstunden dem Publikum durch Druck mitzuteilen. Es geschieht dies aber durch die Aufmunterung weiser Männer.“

Häufig erhielt Neli Besuch von den Basler Freunden, die ihn dann an der Arbeit in der Werkstatt fanden. Während er sich seines Handwerkerschurzes entledigte und sich umzog, bereitete die Unterhaltung mit dem prächtigen Elternpaar den gelehrten Herren besonderes Vergnügen. Natürlich fielen diese Besuche in Zürich auf, denn Neli mußte die Herren in ihrer Mitte auf der Promenade begleiten oder sie zu bekannten Persönlichkeiten führen. Damit begannen sich seine Mitzünfter mehr mit dem merkwürdigen Kannengießer zu beschäftigen. Auf der Zunft war einmal der Beschluß gefaßt worden, an Stelle des Ausdrucks Kannengießer fortan Zinngießer zu gebrauchen, aber Neli verblieb sein Beiname „der politische Kannengießer“. 1773 forderten ihn die Basler zur Teilnahme an der Versammlung der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach auf. Dreierherr Münch empfahl seine Aufnahme, welche sofort erfolgte. In Schinznach lernte Neli den Verfasser des Buches „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauern“, Johann Kaspar Hirzel, näher kennen. Zusammen besuchten sie die dortige Gipsfabrik. Mit Erstaunen hörte Neli, diese Materie könne mit Vorteil in der Landwirtschaft verwendet werden. Er ließ sich aufklären. Hirzel äußerte sein Bedauern, es finde sich in Zürich kein seriöser Geschäftsmann, der sich mit der Expedition abgeben wolle, weshalb der Versand für die Bauern zu teuer komme. Weber stellte sich nach einigem Besinnen als Kommissär zur Verfügung. Bald gelang es ihm, dasselbe Quantum Gips, das bis jetzt von Schinznach bezogen auf sechs Gulden zu stehen kam, für vier Gulden zu liefern. Die Nachfrage von der Landwirtschaft wurde so groß, daß die Oekonomische Gesellschaft ihn von sich aus mit 200 Gulden

Kapital ohne Zinsen unterstützte. Dieses neue Düngmittel fand nun starken Absatz. Die Vermittlung bereitete Neli jedoch neben seinem Handwerk viel Arbeit und Mühe, da er in seiner Gewissenhaftigkeit stets die Aufsicht und auch eigenhändig die Buchhaltung führen wollte. Verschiedene Besuche mit Hirzel in der Musterwirtschaft Kleinjoggs entschädigten ihn jedoch reichlich für seine Bemühungen und begeisterten ihn derart, daß er am liebsten sein Schurzfell an den Nagel gehängt und Landwirt geworden wäre.

Aber sobald er an die eigenen Wünsche dachte, kam das Schicksal mit andern Anforderungen. Der Stadtschreiber, Hans Kaspar Landolt, hatte eine Zuneigung zu dem zielbewußten jungen Mann gefaßt. Er unterhielt sich gerne mit ihm und holte ihn wöchentlich einmal zu einem Spaziergang und darauffolgenden Abendschoppen in vertrautem Kreis ab. Eines Abends war er sehr deprimiert und klagte, er befinde sich am Ende seiner Kräfte. Bei der Anhäufung der Geschäfte stünden ihm nur zwei Kanzlisten zur Verfügung und trotz aller Nachfrage wollten sich keine geeigneten Aushilfen finden. Jemand machte die Anregung, der schreibgewandte Neli solle einspringen, damit könne er nicht nur seine Wißbegierde befriedigen, sondern andern jungen Herren ein Beispiel geben, weniger den eigenen Interessen als denjenigen der Allgemeinheit zu dienen und sich dem Staat nützlich zu erweisen. Das war nun allerdings eine Anspielung auf Nelis literarische Ausführungen. Er erklärte sich bereit, die Aufgabe übernehmen zu wollen, sofern er sie nach getanem Handwerk in den Abendstunden verrichten könne und er einen Vertreter für den Gipsversand gefunden, denn weder dieser noch seine Werkstatt dürften vernachlässigt werden. Landolt erklärte sich einverstanden und dankte ihm für die Bereitwilligkeit. Schon nach ein paar Tagen kam der Bote aus der Staatskanzlei mit Gratulation und Einladung, am nächsten Samstag beim Großen Münster das Sabbath-Mandat zu verlesen. Vater Johannes staunte, Mutter Anna aber rief: „Was machst Du nun wieder für Streiche, mein Kleiner. Du bist doch Zinngießer und nicht Kanzlist.“ Der Sohn versicherte, um der Kanzlei willen solle kein Salzbüchlein weniger angefertigt werden. „Aber Deine Gesundheit bei dem Übermaß von Arbeit mit all Deinen Abhaltungen“, bemerkte die geängstigte Mutter. „So lange

mir Gott Aufträge schickt, wird Er mir auch die Kraft schenken, sie bewältigen zu können.“

Voll Stolz begleiteten die Eltern am nächsten Sonntag den mit der Standesfarbe versehenen Sohn zur Kirche. Neli wurde beauftragt, ein dreifaches Register der alten Dokumente und Urkunden anzufertigen, ca. 120 Bogen, welche Arbeit ihn den ganzen Sommer nach Feierabend oder frühmorgens in Anspruch nahm. Als Entschädigung erhielt er 15 Gulden.

Aber schon hatte man ihn zu einer neuen Würde und Bürde vorgeschlagen. Umsonst versicherte er, nicht für öffentliche Ämter zu taugen, die Obrigkeit war anderer Meinung. Auf alle Bedenken hieß es: „Der Verfasser solcher Schriften muß persönliche Erfahrungen sammeln, dafür wird ihm Gelegenheit geboten. Er ist es der Heimat schuldig, ihr durch die Tat zu dienen.“

So wurde Neli Jungrichter, dann zwei Semester Mittelrichter. Sein gerader Sinn, der Mut und die Gabe, populär zu sprechen, brachten ihm Erfolg und bald trug er die Magistratskleidung mit derselben Würde wie seinen Handwerkerschurz. Sein Grundsatz lautete: „Alles Recht ist um der Menschen willen geschaffen. Ich halte das Recht für das Resultat reiner Moral, ohne diesen Glauben würde ich mich des Richteramtes für unwürdig halten.“

Natürlich blieben ihm Anfeindungen und Enttäuschungen nicht erspart. Er wurde namentlich viel als Vogt und Testamentsvollstrecker herbeigezogen und konnte dabei den Armen und Bedrängten besondere Dienste erweisen. Anlässlich eines Besuches als Vermittler in einer weitentlegenen Ortschaft mitten im harten Winter zog er sich eine Erkältung zu und schwebte tagelang in Todesgefahr, von der treuen Mutter wie einst als Knabe gepflegt. Für einen Teil der gröbern Arbeiten hatte Neli vor längerer Zeit einen jungen Gesellen eingestellt, auf den er sich verlassen konnte und der 23 Jahre in seinen Diensten stand, später als Kinderwärter, Koch und Gärtner. So durfte er sich ruhigen Herzens eine Erholung gönnen, die er teilweise bei seinen Basler Freunden genoß, teilweise auf Wanderungen zubrachte.

Auf der Zunft wollte man Neli zum Stubenmeister vorschlagen, aber er lehnte dankend ab. Der Zunftmeister erklärte: „Mein Herr Stadt- und Landrichter, Sie sind verbunden, auch

mit Ihrem Beutel der Zunft zu dienen.“ „Richtig“, versetzte Neli beschlagen, „wenn es die Not erfordert wie jeder Zünfter. Ist dieser Fall vorhanden, mein Hochgeachteter Herr Vorgesetzter, so fangen Sie als Erster an und ich fahre weiter.“ Allgemeines Gelächter. Er wurde einstimmig unentgeltlich zum Stubenmeister gewählt, ein Jahr später zum Rechenherr. Es war den Mitzünftern gut bekannt, wie hart er arbeiten mußte für sein Gewerbe, um die Familie zu erhalten — aber auch, daß er überall eine offene Hand hatte, wo es not tat.

Neli war sich jedoch seiner Fehler und Schwächen bewußt, die ihm viel zu schaffen machten. Durch sein Temperament war er oft gereizt, zeigte Neigung zum Widerspruch und verlor rasch die Geduld. Einmal war er zu hastig, dann wieder träge und zu wenig konzentriert beim Schreiben. Dies machte ihn unglücklich und immer wieder suchte er Aussprache bei „seinem Schutzengel“, dem Chorherrn Johann Jakob Ulrich, dessen freundliche Vorstellungen ihm viel halfen.

*

Am 22. Januar 1780 verheiratete sich die jüngste Schwester Anna, die bis jetzt der Mutter im Haushalt geholfen, mit dem Kupferschmied Kaspar Zimmermann. Auf Antrag Nelis fand eine rechtliche Teilung unter den Geschwistern statt. Jedes wurde ausbezahlt, Neli behielt nur das ihm von der Urschel¹¹⁾ vermachte Legat von 300 Gulden, übernahm Haus, Werkstatt und Laden unter der Bedingung, die Eltern müßten lebenslang bei ihm bleiben, die Frau Mutter den Haushalt mit einer Hilfe führen, der Herr Vater tun, was ihn freue. Gerne und dankbar willigten Eltern und Geschwister in diese wohlüberlegten Anordnungen ein, aber alle redeten Neli zu, auch an sich selbst zu denken und einen eigenen Hausstand gründen zu wollen. Doch hatte er diejenige immer noch nicht gefunden, die sich mit der angebeteten Mutter vergleichen ließ. Offenbar strömte Segen aus seiner Handlungsweise. Nicht nur gedieh das Geschäft, in seinem Richteramt wurde er mehr und mehr um Rat gefragt, die Eltern fühlten sich gesund und munter, der Schwager war als Stadtingenieur nun in der Lage, selbst für

¹¹⁾ Urschel, die Großmutter Maria Cleopha Weber-Paur.

seine Töchter zu sorgen, sondern ganz unvermutet ereilte auch ihn sein Schicksal.

Anläßlich einer Gesellschaft bei dem berühmten Arzt Dr. Heinrich Rahn wurde er Susanna Bili aus St. Gallen vorgestellt, die bei ihrer verwitweten Tante, Anna Barbara Heß, geb. von Orelli, auf Besuch weilte. Die jungen Leute fanden sich bald in anregender Unterhaltung. Neli erkundigte sich nach den Verhältnissen, Sitten, Religiosität in St. Gallen, da er die Stadt nicht kannte. Er war überrascht von den einsichtigen, verständnisvollen Antworten und Ansichten der bekannten Kaufmannstochter, angezogen von ihrer Natürlichkeit. Bei seinem Abschied spielte die Gastgeberin, die Cousine von Susanna, welche die beiden beobachtet hatte, einen kleinen Streich. Sie übergab Neli eine auf der Kredenz stehende zinnerne Teekanne und empfahl sie ihm als Patienten. Susanna oder Susette, wie sie genannt wurde, berichtete ihrer Tante angeregt von den Besuchern. Sie konnte jedoch nicht verstehen, was der Richter Daniel Weber, wie er ihr vorgestellt worden, mit einer Teekanne zu tun habe. Lächelnd klärte sie Frau Amtmann Heß auf: „Weber oder Neli, wie er allgemein bekannt, ist von Beruf Zingießer und übt daneben das Richteramt aus, übrigens ein charaktervoller, vielseitiger und intelligenter Mann — dazu unverheiratet!“ Susette errötete, mußte aber nicht lange auf die nähere Entwicklung warten.

Neli war mit der Teekanne im Arm instinktiv wie im Traum hinaus zur Linde gewandert, wo sich einst die Eltern auf so wunderbare Weise gefunden. Ein Glücksgefühl durchströmte ihn. Zum erstenmal wurde sein Herz von jener Liebe erfaßt, die keine Hindernisse, keine Schwierigkeiten kennt, die ahnt, daß in der Begegnung die Bestimmung liegt. In der Nacht stand er auf, kniete nieder und betete voll Inbrunst: „Vater, gib mir diese Tochter zum Weibe und ich will sie mein Leben lang lieben und achten als Dein göttliches Geschenk.“

Ruhig und still entfernte er sich am nächsten Mittag sonntäglich gekleidet und trug Susette in Gegenwart der Tante unverzüglich Herz und Hand an mit der Bitte, sie möchte seinen Antrag überlegen. Da entgegnete Susette: „Mein Entschluß ist gefaßt, es bedarf keiner weitem Überlegung, doch will ich mich noch mit der Mutter besprechen.“ Bei seiner Rückkehr umarmte Neli die verwunderte Mutter: „Ich bin der glücklichste Mann. Sie

will meine Frau werden.“ Die Ahnungslose fragte, ob denn wieder eine Baslerin in der Stadt sei, und war höchst überrascht zu hören, daß es sich um eine St. Gallerin handle, welche ihr so gründlicher Sohn genau 24 Stunden kenne. „Das Temperament, liebste Mutter, ist mit mir durchgegangen — ich habe es ja ererbt!“

In einem Brief schilderte Neli offen seine Verhältnisse, er wünsche die Eltern lebenslang bei sich zu behalten und könne einer Tochter nicht viel mehr bieten als innigste Liebe. Er sei nur ein schlichter Handwerker, dazu mit viel Fehlern behaftet. Er berichtete von seiner Empfindlichkeit, seinem oft gereizten Wesen, dem trotz allen guten Vorsätzen öfteren Versagen. „Ihre Ruhe und Beherrschtheit wird nicht nur Nachsicht üben müssen, sondern mir durch verstehende Liebe helfen, denn keine Liebe ist größer als die, welche auch die Schwächen des Andern trägt. Ich sehe in unserm Zusammentreffen eine wunderbar göttliche Fügung, denn wir sind ja beide keine Menschen ohne Erfahrung.“

Susette antwortete: „Ich habe meinen Entschluß wohl erwogen. Ich weiß, ich werde ihn nie bereuen. Gerne will ich helfen und tragen, aber auch ich bin keineswegs vollkommen. Man klagt mich besonders der Verschlossenheit und Unzugänglichkeit an. Ich war erstaunt, wie frei und ungehindert ich mit Ihnen sprechen konnte. Wir wollen einander gegenseitig helfen und dienen, Eines sich dem Andern anpassen lernen und volles Vertrauen haben.“

Susanna Zili, die jede von den Verwandten gewünschte vorteilhafte Verbindung abgelehnt, als anspruchsvoll und wählerisch betrachtet wurde, war in Wirklichkeit eine tief religiöse Natur, überzeugt, Gott würde ihr zu gegebener Zeit den Mann zuführen, dem sie nicht nur liebende Gattin, sondern auch verständnisvolle Gefährtin und Kameradin sein könne.

Nun galt es, das Jawort der Mutter Susettes zu holen, die sich in zweiter Ehe mit Christoph Schobinger vermählt hatte. Aber trotz des Standesunterschiedes wurden Neli keine Schwierigkeiten bereitet, war er doch von ihren Zürcher Verwandten aufs wärmste empfohlen worden. Aus eigener Erfahrung wußte sie zudem, daß das Herz und nicht bloße Vernunft bei einer wirklichen Verbindung sprechen muß. Sie selbst hatte einst ihrem Vater erklärt, sie würde ledig bleiben,

wenn er die Zustimmung zu der Heirat mit Hans Raspar Zili verweigere.

Schon am 26. September fand die Trauung in St. Margrethen statt. Eine glückliche, überaus harmonische Ehe verband die gleichgesinnten Gatten. Während den 40 Ehejahren hatte sich Susette nicht viel zu beklagen über die Charakterveranlagung des Gatten und seine Reizbarkeit, noch Neli über Susettes Zurückhaltung und Verslossenheit. Stets fand er ein offenes Herz, bereitwilliges Gehör und verständnisvolle Teilnahme für die vielen Probleme, die ihn beschäftigten. Immer empfanden beide ihre Vereinigung als göttliche Gnade.

Die Schwiegertochter erfreute sich nicht nur herzlichster Aufnahme bei den Eltern und Geschwistern, sie verstand es auch, ihre Interessen zu teilen und sich dem neuen Familienkreis anzupassen. Oft weilte sie mit einer Handarbeit bei dem Gatten und Schwiegervater, welch letztern sie wie eine Tochter liebte, in der Werkstatt, um die Arbeit verfolgen und teilnehmen zu können an allen Vorgängen. Sie begleitete Neli auf seinen Gängen, nahm ihm schriftliche Arbeiten ab, besuchte mit der Mutter Anna ihre Kranken und war wie diese erfüllt von dem Bestreben, Glück und Zufriedenheit zu verbreiten. Neli war immer wieder erstaunt von dieser großen Anpassungsfähigkeit seiner Frau und fühlte beglückt, wie sie sich in vielem ergänzten. Susette besaß nicht die Schönheit Mutter Annas. Aber ihre Lieblichkeit und Bescheidenheit wirkten wohltuend auf ihre Umgebung.

Aus der Ehe entsprossen vier Kinder, von denen zum großen Kummer der Eltern nur die älteste Tochter und der jüngste Sohn am Leben blieben. Das zweite Mädchen, Ebenbild der Mutter, wurde ihnen im Alter von zwei Jahren entrissen. Johannes, 1783 geboren, starb mit 16 Jahren anlässlich eines Aufenthaltes in St. Gallen, wenige Wochen später folgte ihm die Großmutter Schobinger-Zili nach. Daniel verlor den Vater bereits 1788, die geliebte Mutter 1794. Es war eine schwere Heimsuchung Gottes in der so glücklichen Familie. In gemeinsamem Gebet wurde den geprüften Gatten die Kraft zum Tragen verliehen. Aber den Verlust des hoffnungsvollen Sohnes konnte Neli fast nicht überwinden. Eine schwere Erschöpfung bemächtigte sich seiner, verbunden mit einer trostlosen Hoffnungslosigkeit, Vorboten einer langen Krankheit, die er dank

der hingebenden Liebe und Pflege der Gattin überwand. Wenige Monate vor dem Tode seines Vaters war Neli das Amt eines Waisenhausvaters angetragen worden. Er überlegte, ob er diesen Verpflichtungen entsprechen könne und sein Handwerk aufgeben dürfe. Gattin und Eltern munterten ihn zur Annahme auf, wußten sie doch, daß das Bedürfnis, andern zu dienen und für die Ärmsten zu wirken, ihn mehr zu befriedigen vermochte als das Gewerbe. Das Amt erforderte volle Hingabe von beiden Hauseltern. In den Satzungen stand: „Die Pflichten einer Hausmutter sind nicht geringer als diejenigen des Waisenvaters. Sie hat die Oberaufsicht über die Waisen, wie eine leibliche Mutter, bei der sie jederzeit Rat suchen dürfen. Sie muß Haus, Küche, Wäscherei überwachen und den Angestellten Vorbild sein.“

Aber Susette erklärte sich sofort bereit, unter Leitung der erfahrenen Schwiegermutter die Pflichten und Aufgaben einer Waisenmutter auf sich zu nehmen. Die Gatten fanden sich wirklich in gemeinsamen Interessen und Bestrebungen, in der Liebe und Erziehung der eigenen Kinder, in der Sorge um die Nächsten, dem Wohl der ihrem Schutze Vertrauten, und Susettes ruhiges verständnisvolles Wesen wie ihre Gemütsstiefe hatten auf alle einen tiefen Einfluß.

„Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“, lautete der Text der Antrittsrede Nelis. Neben ihm die liebenswürdige Gattin mit ihrem reifen Verstand und der freudigen Entschlossenheit, das jüngste Kindelein im Arm, der ehrwürdige Vater, der das neue Amt des Sohnes nur noch kurze Wochen genießen durfte, die strahlende, stets stolze Mutter mit den zwei Enkeln an der Hand. Neli fühlte sich gesegnet und war voller Zuversicht, das Leid hielt ja erst später Einkehr. Eine reiche fruchtbringende Tätigkeit begann. Er durfte Verbesserungen und Erweiterungen einführen und genoß das volle Vertrauen seiner Obrigkeit. Nach Besuch verschiedener Anstalten an andern Orten konnte er anfangs der neunziger Jahre dem Rat die frohe Mitteilung machen: „Ich fand nichts, das für unsere Lokal-Umstände und Bedürfnisse besser war und nachgeahmt werden könnte. Freilich müssen unsere Kinder neben der Schule arbeiten, um sich auf ein Handwerk vorzubereiten. Sie sind Waisen, die zu ihrer Ausbildung nicht von begüterten Eltern unterstützt werden können. Aber sie dürfen von allen, die sie

betreuen, volle Liebe empfangen, sie sind munter und vergnügt und gedeihen. Ich bin weit entfernt, zu glauben, unser Waisen-Institut bedürfe keiner Vervollkommenung mehr, im Gegenteil hoffe ich, die ökonomischen Kräfte werden sich so vermehren, daß wir die besten Lehrer herbeiziehen und sie und die Angestellten nach Würde und Verdienst belohnen können. Aber ich freue mich mit einem gewissen Bürgerstolz der glücklichen Mittelstraße, die dem anspruchslosen Bürger, dem es mehr um Erreichung des Zweckes als um Aussehen machende und blendende Dinge zu tun ist, immer so lieb ist.“

Die Waisen fanden wirkliche Eltern in dem edlen Hauselternpaar. Wenn Neli auf das Rathaus ging, begleitete ihn eine Schar kleiner Kinder, die ihn wie Schmetterlinge umkreisten; kehrte er zurück, fand er sie bereits seiner beim Wollenhof wartend. Wie eine Henne die Küchlein unter ihre Fittiche, pflegte er den Mantel auszubreiten und jubelnd verbargen sie sich in den Falten, sich an den guten Vater pressend.

Aber seine Gesundheit hielt den großen Anforderungen nicht immer stand und er befaßte sich im stillen mit dem Gedanken, sich zurückzuziehen. Da mußte er auf Bureden seiner Freunde 1795 die Wahl als Zunftmeister annehmen. Dies bedeutete für ihn ein Opfer, denn nun wurde er in den Zeit- und Weltstrudel hineingezogen, aber der amtierende Bürgermeister wies alle seine Einwände zurück mit dem Hinweis, er sei der richtige Mann in dieser schwierigen Zeit. Die ganze Zunft begleitete Neli ins Waisenhaus. Der Anblick der weinenden Kinder und Hausbedienten brach ihm fast das Herz und nur die freundlich tröstende Gattin vermochte ihm Mut zu der neuen Aufgabe zu verleihen. Seine Zunftrede zeugt von seiner Gesinnung: „Mit Leib, Ehre, Gut und Blut will ich an der mir übertragenen Stellung alles tun, was der Heimat dienen kann, dazu ver helfe mir Gott.“

Noch durfte er ein Jahr seines Amtes im Waisenhaus walten, bis der Nachfolger gefunden und eingearbeitet war. Bei dem Abschied wurde Daniel Weber und seiner Frau das höchste Lob gespendet für den treuen Eifer, die Sorgfalt und den Fleiß, mit welchen sie ihre Aufgabe im Waisenhaus versehen hatten. Als Lohn möge sie Gottes Segen und Gesundheit überallhin begleiten. Dann zog er mit seiner Familie in den Grünen Seidenhof. Auch in der neuen Tätigkeit durfte Neli

Vielen raten und helfen, wobei ihm die vielseitigen Erfahrungen zugute kamen. Unter andern ersuchte ihn die Witwe Heinrich Hirzels, Barbara Peyer, nach dessen 1797 erfolgtem Tod die Vormundschaft für ihren Knaben Salomon (1790—1844) zu übernehmen. Der Knabe war oft übermütig und ängstigte die Mutter durch seine Unruhe und seine tollen Streiche. Der Vormund erinnerte sich der eigenen Jugend und in welche Aufregung er die Familie wegen seiner Unbeständigkeit gebracht. Auf seinen Vorschlag wurde Salomon zu einem guten Landwirt, Jakob Bär in Ottenbach, gebracht und erhielt dort eine ländliche Erziehung. Dieser Aufenthalt legte den Grund zu der kräftigen Körperbildung des vorher schwächlichen Knaben. Er wurde Lieutenant im französischen Schweizerregiment von Castella, machte die Strapazen des russischen Feldzuges mit, betätigte sich später als Instruktor der zürcherischen Artillerie und als Zeughausdirektor. Er wie seine Mutter blieben Daniel Weber stets in Dankbarkeit verbunden. Anlässlich der Unruhen in der Landschaft zwischen 1794—98 wurde von den Räten der Beschluß gefaßt, es sollten Männer in alle Gegenden abgesandt werden, um dem Volk in populären Vorträgen die väterliche Gesinnung der Obrigkeit und ihre Geneigtheit, allen gerechten Anforderungen zu entsprechen, bekanntzugeben. Zu dieser heiklen Aufgabe wurden Männer mit Mut, Geistesgegenwart und Mäßigung ausersehen, die gute Wirkung erzielten. Unter ihnen befand sich Zunftmeister Weber für die Grafschaft Ryburg. Es gab dort nirgends tumultarische Angriffe, wie an andern Orten, nur hie und da erfolgte während der Rede ein Einwand. In Illnau schloß er ungefähr mit folgenden Worten¹²⁾: „Die Obrigkeit will nichts als väterliche Gesinnungen beweisen; sie wird nichts, als was recht und notwendig ist, fordern und ihr werdet diesen gerechten Forderungen entsprechen und für das Vaterland bereit sein, nötigenfalls zu setzen Leib, Ehr, Gut und Blut — und alles Volk sage Amen.“ Allein kein Mensch regte sich. Nun erhob sich der Untervogt zu Rikon und sagte: „Wenn die Obrigkeit die Gefangenen losgibt, die Bannisierten zurückruft, die Bußen und alten Freiheitsbriefe zurückgibt, und uns die Freiheit des Handels, und was dazu gehört,

¹²⁾ B. Heß-Wegmann, Zeitgenössische Darstellungen der Unruhen in der Landschaft 1794—1798, in Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 17, S. 146.

erteilt, dann wollen wir zur Verfechtung des Vaterlandes bereit halten Leib, Ehr, Gut und Blut und alles Volk sage Amen.“ Hierauf rief die ganze Menge: „Ja und Amen.“

Auf dem Wege nach Töß erfuhr Weber in Schwamendingen, daß in der Gegend alles ruhig sei. In Bassersdorf jedoch vernahm er, in Töß stehe eine starke Truppenmacht, die sich der Stadt nähere. Sofort kehrte er zurück, um den Rat vorzubereiten, die geeigneten Anstalten treffen zu können. Inzwischen war Ryburg von den Bauern eingenommen worden.

Die Aufregungen dieser Zeit, die Erschütterung und der Schmerz um den Verlust des Sohnes bewogen Neli, 1799 endgültig von allen öffentlichen Ämtern zurückzutreten. Er wollte endlich die Pflichten gegenüber der eigenen Familie erfüllen, die im Drang der Geschäfte stets zu kurz gekommen. Er hatte das Gut im niedern Hard erworben, welches Haus, Scheune, Garten, Wassergraben, Hofreite und 9 Jucharten Land umfaßte. Hier hoffte er im Kreise seiner Lieben ein beschauliches Leben als Landwirt führen und sich wieder mehr der schriftstellerischen Tätigkeit widmen zu können. Schon 1792 wurde er gebeten, an die Bürger von St. Gallen, welche Stadt er mit seiner Frau öfters besuchte, ähnliche Briefe und Aufrufe zu schreiben, wie ehemals an Basel. Der Kreis seiner Freunde, die ihn achteten und schätzten, war im Laufe der Jahre groß geworden. Aber nicht lange durfte er sich der stillen Zurückgezogenheit erfreuen.

Seine Tochter Anna, geboren 1781, welche neben der Schönheit der Großmutter die sanfte Beharrlichkeit der Mutter geerbt, wünschte zu seiner Überraschung den Artilleriehauptmann Salomon Urter von Göttingen zu heiraten. Die Eltern Weber hatten nichts gegen den Bewerber als dessen Alter einzuwenden. Urter stand im 45., Anna im 23. Altersjahr. Sie wurde denn auch bereits 1819 Witwe mit vier unerwachsenen Kindern. Die Vormundschaftsbehörde bestimmte Vater Daniel Weber und den Bruder Kaspar Weber als Betreuer der jungen Witwe und ihrer Kinder.

Salomon Urter, der einen Drogenhandel en gros betrieb, dazu stets Land in Göttingen erwarb, um es zu vorteilhaften Preisen wieder zu verkaufen, hatte sein Haus an der Klossbachstraße umbauen lassen. Da Neli in dieser Zeit oft kränklich war,

ruhte die Tochter nicht, bis sich die Eltern entschlossen, die schöne, neu eingerichtete Wohnung im Artergut zu beziehen, während der Bruder noch seine Lehrzeit im Handel durchmachte.

Der Schwiegersohn kaufte Neli das Gut im Hard ab und setzte einen Pächter darauf. Wehmütig gedachte Weber oft seiner leisen Hoffnung, nach dem Vorbild Kleinjoggs einen Musterhof zu errichten. In dem schönen Artergut hatte er jedoch Gelegenheit, seiner Lieblingsbeschäftigung im Freien nachgehen zu können. Dabei war er so einfach gekleidet, daß ihn einmal der Gemeindewächter als Hausknecht betrachtete und ein Verhör mit ihm anstellte. Der Rapport, den er diesbezüglich dem Quartiermeister abgab, lautete: „Neli von Bülch, genannt Zunftmeister, seines Alters 57 Jahre. Knecht bei Herrn Salomon Arter in Hottingen.“ Das setzte nicht geringes Gelächter ab und Neli freute sich am meisten darüber.

Gerne hätte er hier den Lebensabend beschlossen, aber nochmals führte ihn das Schicksal andere Wege. 1810 ersuchte ihn der Rat, die Stelle des Amtmanns in Rütli zu übernehmen, die verworrenen Verhältnisse des Vorgängers in Ordnung zu bringen um dessen Familie willen. Er besitze nicht nur das vollständige Vertrauen der Regierung, sondern verfüge auch über die erforderlichen Kenntnisse und vielseitige Erfahrungen und verstehe, mit dem Landvolk umzugehen. Neli betrachtete dies als eine neue Forderung, sich bewähren zu müssen, auch wenn ihm die Aufgabe unendlich schwer erschien. Seine getreue Gattin zeigte sich sofort einverstanden, bereit, ihm die Last durch ihre Liebe und Fürsorge zu erleichtern. Bald folgte ihnen der Sohn nach Absolvierung der kaufmännischen Lehre und Aufenthalt in dem Handelshaus Bili in St. Gallen. Er übernahm die innere Verwaltung, ein tüchtiger Schaffner besorgte den Betrieb, während Neli die Oberaufsicht führte. Zu den wichtigsten Obliegenheiten eines Amtmanns gehörte die Besichtigung der zahlreichen zerstreuten Staatslehen und dieser nahm sich Neli mit besonderem Eifer an. Oft gedachte er der Lehre Kleinjoggs: „Tue deine Sache recht und laß Gott walten.“ Manche bisher den Bauern unbekannte Neuerung führte er ein. Einmal kaufte er 500—600 Zentner Lumpen für die Fruchtäcker, um noch im Spätherbst mit dem Stallmist die Wiesen düngen zu können. Das trug ihm viele Spötteleien ein; aber er ließ sich nicht beirren

und abschrecken. Weiden wurden in Wiesen umgewandelt, verwilderte Gegenden zu Graswuchs tauglich gemacht, Fruchtbäume gepflanzt. Zuerst lachten die Bauern, dann wurden sie nachdenklich und schließlich ließen sie sich überzeugen, denn die Arbeitslosigkeit nahm ab, der Verdienst zu, das Land gedieh. Nach ein paar Jahren wurde der Bezirk als einer der vorbildlichsten gepriesen, Handlehen in Erblehen verwandelt, die der Regierung mehr eintrugen und sie von Baukosten befreite. So war dem Staat und den Bauern geholfen, und zwar durch die einfachsten Maßnahmen, zu denen allerdings Ordnung, Arbeitsfreude, willige, fortschrittliche Gesinnung und Hingabe gehörten. Nun lobte man den philosophischen Amtmann landauf und landab, nicht mehr „Neli, den philosophischen Rannengießer“.

Die Verbindung des einzigen Sohnes Kaspar Daniel (1785—1830) mit Elisabeth Bodmer¹³⁾ beglückte die Eltern sehr. Es war eine Schwiegertochter nach ihrem Herzen. Aber nicht lange genossen sie den Frieden und das Glück des Beisammenseins. Die Gesundheit Susettes fing an zu schwinden. Trotz liebevollster Pflege nahmen die Kräfte rasch ab. Am glücklichsten fühlte sie sich, wenn der geliebte Gatte an ihrem Bett saß und ihr von seinem Tun berichtete. Eines Tages ließ sie ihn rufen, nahm Abschied, dankte ihm für seine große Liebe und das ihr bescherte Glück und bat ihn, auszuharren im Hinblick auf eine desto seligere Wiedervereinigung nach tapferer Überwindung der Trennungsschmerzen. Friedlich schlummerte sie in seinen Armen am 13. September 1820 ein.

Mit rührender Fürsorge umgaben die Kinder den gebeugten Witwer. Sie ruhten nicht, bis er das Amt in Rüti aufgab und mit dem Sohn in die Stadt zog. Die verwitwete Tochter, Anna Arter, benötigte ihn für ihre Kinder. Doch wohnte er bei Sohn und Schwiegertochter. In deren Heim in Hirslanden starb Daniel Weber am 16. April 1828. Der Schmerz des frühen Todes seines einzigen Sohnes, der den Vater nur um zwei Jahre überlebte, blieb ihm erspart¹⁴⁾.

¹³⁾ Elisabeth Bodmer, geboren zu Bülach 20. Dezember 1795, Tochter von Hans Jakob Bodmer, Diakon zu Bülach und Pfarrer zu Schwerzenbach, der sich am 6. Januar 1795 mit Anna Elisabetha Hirzel verheiratete.

¹⁴⁾ Die Ehe des Sohnes war kinderlos. Elisabeth Weber-Bodmer blieb Witwe und starb am 6. April 1870 im Wettingerhaus.

Ein Menschenleben fand seinen Abschluß, das von großer Rechtschaffenheit, Gesinnungstreue und Nächstenliebe erfüllt war. Praktische Lebensanschauung ist oft wertvoller als große Gelehrsamkeit, wenn sie versteht, sich in uneigennütziger Selbstaufgabe in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen.

Vom Vater empfing Daniel Weber den ausgeprägten Künstlersinn, ein gefestigtes Familien- und Standesbewußtsein, von der Mutter die hingebende Liebe und Treue, das hohe Pflicht- und Verantwortungsgefühl, von beiden Eltern einen tiefen Glauben, der ihm über alle Anfechtungen hinweg half. Durchdrungen von wahrer Vaterlandsliebe und Ehrfurcht für die engere Heimat erfüllte er jede ihm gestellte Aufgabe mit unermüdlicher Ausdauer als vorbildlich treuer Bürger.

„Und wenn das Leben köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“
